

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 142. Bydgoszcz / Bromberg, 25. Juni 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von Katrin Holland.

(18. Fortsetzung.)

„Ein Glück“, sagte er, „daß es eine alte Maharani, Muhammed Alis Mutter, in Patipur gibt, deren Schutz ich Sie anvertrauen kann. Sie werden in die Frauengemächer verbannt werden und unschädlich sein.

Sie lachte wie über einen Witz.

Er aber sah sie ernst an und sagte langsam und nachdrücklich: „Ich scherze nicht, meine junge Dame. So und nicht anders wird es geschehen.“

„Sie können mich nicht zwingen.“

„Doch“, sagte er ruhig. „Ich kann Sie zum Beispiel unter polizeiliche Bewachung stellen lassen, wenn Sie nicht gehorchen.“

Eine tiefe, warme Röte breitete sich über ihr Gesicht.

„Ich verstehe“, sagte sie langsam.

„Übrigens“, fragte er, „wie hoch war jenes Fenster?“

„Vier bis fünf Meter über der Erde.“

„Sie hätten sich den Hals brechen können.“

„Ja“, sagte Lilian, und ihre Augen glitzerten. „Leider war ich mir dieses Risikos bewußt, aber in jener Lage hätte ich vielleicht das eine dem anderen vorgezogen.“

„Sie sind ein Kindskopf, ein tollkühner, wagemutiger Kindskopf; aber sehen Sie, Lilian, in diesem Spiel ist uns nicht geholfen mit Mut und Glück allein. Und darum müssen Sie sich fügen und meinen Anordnungen gehorchen, bis ich es wieder verantworten kann, Sie auf eigene Faust losgehen zu lassen.“

Sie sprachen noch über vieles, über ihre Verabredungen, über Schönlein, Laroche, Blunt, Lawson und Eric. Sie waren noch tief im Gespräch, als der Zug schon langsamer fuhr und in den Bahnhof von Patipur einlief. Der junge mohammedanische Fürst, der Lambertz und Lilian inmitten seiner Würdenträger empfing, sah sehr verschieden von dem jungen bescheidenen Mann aus, der in grauem Twedanzug und hellem Filzhut die „Naldera“ in Aden verlassen hatte.

In seinem weißen Turban, den eine Diamantagraffe von unschätzbarem Wert schmückte, seinem langen pechschwarzen Rock aus Alpaka, der bis zum Hals geschlossen war, seinen an den Hüften engen weißen Hosen, die über die Knöchel buschig herunterfielen, sah er wahrhaftig aus wie eine Gestalt aus Tausendundeiner Nacht, jeder Zoll wie ein Prinz.

Er begrüßte Lambertz mit der herzlichen Höflichkeit des Orientalen, der weiß, was er ist und was er seinen Gästen schuldig ist, und nahm Lilians unangemeldete Ankunft wie das allerselbstverständlichste hin, ihr mit liebenswürdigen Worten die offiziellen Persönlichkeiten seiner Begleitung vorstellend.

Vor dem langgestreckten Bahnhofsgebäude standen wie mächtige Plastiken vier reich gezäumte, mit Kalkkreide weiß angemalte Elefanten, neben denen die beiden großen Kraftwagen wie Spielzeug erschienen.

„Mein Vater“, sagte Muhammed Ali, auf die Urwaldtiere deutend, „hält noch an den alten Gebräuchen fest. Erlauchte Gäste“, er verneigte sich leicht gegen Lilian, „müssen mit seinen Leibelefanten eingeholt werden. Die Automobile sind ein Zugeständnis an mich.“

Er ging auf einen großen offenen Wagen zu, ein deutsches Fabrikat.

„Diese Marke dürften Sie kennen“, sagte er mit einem leisen Lächeln zu Lambertz, der wieder einmal feststellte, wie liebenswürdig die Bewohner dieses Landes zu ihren Gästen sind.

Lambertz und Muhammed Ali nahmen in dem ersten Wagen Platz, während Lilian den zweiten besteigen mußte. Da saß sie nun allein in der großen Limousine, vor und hinter ihr trabten je zwei Elefanten. Ihr prächtiger Aufbau schwankte leicht. Die Treiber lenkten sie fast ohne ein lautes Wort. Wie seltsam das Leben ist, dachte das Mädchen. Leider ist es kein Märchen. Und sie seufzte leicht.

Bald ließen sie die breite helle Straße hinter sich und fuhren nun durch unwahrscheinlich enge und winklige Gassen, die sie zwangen, das Tempo herabzusetzen. Bettler, Schlachtvieh, Kinder und Hunde trieben sich überall herum und machten ehrfurchtsvoll Platz.

Ebenso langsam glitten sie eine kurvenreiche Straße, die gerade ausgebessert zu sein schien, zu dem Palast von Patipur hinauf, der hoch über der Stadt auf einem großen Hügel lag.

Das Schloß war ein mächtiger Bau, dessen gewaltige Grundmauern wohl schon im 8. Jahrhundert entstanden sein mochten, und trug teilweise den Charakter einer Festung. Der Umgang war doppelt gedeckt und an allen vier Ecken befanden sich, in ihrer ganzen großartigen Höhe vorspringend, Pfeiler, die mit Schießscharten versehene Wachttürme trugen. Ein Gewirr von unzähligen kleinen und großen Säulen, die Balkone stützten, Fenster einrahmten, Wehrgänge wie in der Luft schwebende Promenaden hielten. Kuppeln, auf denen sich das helle starke Licht des Mittags in verschiedenen Farben brach. Türme und Türmchen. Und so unübersichtlich der ganze Bau im ersten Augenblick einem fremden Auge erscheinen mochte, so wirkte er doch als Ganzes geschlossen und harmonisch.

Die Einfahrt in den Hof führte über eine auf Spitzbogen ruhende Brücke, die den großen See überspannte, der von dem Fluß am anderen Ende der Stadt vermittels einer sinnreichen Anlage gespeist wurde. So ruhig und still, wie der See jetzt da lag, wirkte er wie ein großer silberner Spiegel, der nur geschaffen war, um die Wolken des Himmels und die Kuppen und Türme des Palastes zum zweitenmal dem Bewunderer zu zeigen.

Kreischend flog eine Schar bunter Enten auf, als die Wagen und Elefanten über die Brücke donnerten.

Muhammed Ali geleitete Lilian und Lambertz persönlich in den Ostflügel des Schlosses, in dem die Gasträume lagen.

„Sie müssen meine Eltern für heute entschuldigen“, bat er. „Mein Vater braucht noch viel Ruhe und meine Mutter tut ihr möglichstes, um sie ihm zu gewährleisten.“

Erstaunt stellte Lilian fest, daß in diesem Teil des Schlosses mehr europäischer Komfort war, als in vielen englischen oder französischen Provinzstädten, die stolz auf ihre modernen Errungenschaften sind.

Jeder Gast hatte sein Wohn-, Schlaf- und Badezimmer, und alles war so sachlich und zweckentsprechend angeordnet, daß es schwer fiel, zu glauben, Muhammed Ali könne dieses alles allein geschaffen haben.

„Nein", gestand er; ein leichter Stolz drückte sich bei Lilians so offensichtlicher Bewunderung aus. „Aber ein guter Freund von mir, ein junger deutscher Architekt, den ich in Heidelberg kennenlernte, hat während meiner Abwesenheit alles nach meinen Wünschen hier eingerichtet." --

Martin fühlte sich ganz zu Hause. Alles in der Einrichtung erinnerte mehr an den heimatlichen Stil als an den anderer Länder. Ein weißgekleideter Diener mit orangefarbener Schärpe und einem silbernen Schild, auf dem die Initialen des Nawabs von Patipur eingelegt waren, bediente ihn.

Schon war ein erfrischendes Bad für ihn bereitet. Er entließ den Diener mit einer Handbewegung und trat an eines der Fenster. Tief unten lag die Stadt mit ihren Moscheen und Minaretten, inmitten grüner Bäume, am Flusse hingelagert wie ein Liebender, der den Palast und seine große Zufahrtstraße beschirmt. In der Ferne verlor sich der Horizont über eine Kette graublauer Hügel. Eine riesige weiße Wolke stand über ihnen, einer Hand gleich, die in den Himmel griff. Lambertz dachte dasselbe wie Lilian. Sonderbar und phantastisch war das Leben. Vor wenigen Tagen noch war er ein Geschäftsmann gewesen, scheinbar bestimmt, das ruhige und geregelte Leben eines Europäers in Bombay zu führen. Und jetzt stand er in einem indischen Palast, in lebensgefährliche Abenteuer verstrickt, und ahnte nicht, wie alles enden würde. Sein ganzes Leben war umgeworfen worden. Schlaf? Vorherbestimmung? Freier Wille? Er wußte es nicht. Und wenige Meter nur von ihm getrennt war die Frau, die er liebte, nach der er sich immer gesehnt hatte und die, kaum gefunden, schon für ihn verloren war: Lilian!

Seufzend wandte sich Lambertz von der lieblichen Aussicht ab. Nein, er durfte jetzt sein Herz und seine Sinne nicht zu Wort kommen lassen. Durfte sich von den Gefühlen zu diesem schönen und tapferen Mädchen nicht verwirren und von seiner Aufgabe abbringen lassen. Später vielleicht, wenn es überhaupt noch ein Später gab.

Er schickte Lilian ein paar Zeilen in ihr Zimmer hinüber, in denen er sie bat, Ermüdung vorzuschützen, damit die alte Maharani nicht zu einer Höflichkeitsgeste gezwungen würde und damit er selber auf die Weise ungestört mit Muhammed Ali sprechen konnte.

Aber erst nach dem Abendbrot, das sein fürstlicher Gastgeber allein mit ihm einnahm, bot sich für ihn diese Gelegenheit.

Sie saßen sich in der Bibliothek gegenüber, in tiefen Sesseln bequem ausgestreckt, zwischen ihnen stand ein kleiner Tisch aus Teakholz, und man brauchte nur die Hand zu heben, um köstlichen alten Wein und indische Süßigkeiten zu genießen.

Muhammed Ali war es, der das Gespräch eröffnete: Ich hatte nicht erwartet, Sie so bald hier begrüßen zu dürfen, Mr. Lambertz, und ich fürchte, daß der Grund Ihres so liebenswürdigen Besuches ernst ist. Ich bitte Sie: sprechen Sie offen und lassen Sie mich an Ihren Sorgen teilnehmen."

Kurz und knapp gab Martin ihm einen Bericht, erzählte alles, was er inzwischen in Erfahrung gebracht hatte, und breitete schließlich eine Zeichnung vor ihm aus, eine genaue Skizze des Abteils, in dem man den leblosen Körper Hubert Bakers gefunden hatte. Es war das hier übliche vierbettige 1.-Klasse-Abteil, mit Toilette und Duschraum am Ende des Wagens. Baker war der einzige männliche Reisende gewesen. Er hatte auf dem Bett gelegen, die Rechte hielt die Pistole, in der ein Schuß fehlte. Das an das seine anschließende war ein sechsbettiges Abteil 1. Klasse, für Frauen reserviert. In dieser Unglücksnacht bestanden die Reisenden aus einer mohammedanischen Dame, ihrer kleinen zwölfjährigen Tochter, der alten Dienerin und einem alten Mütterchen, das scheinbar in Begleitung ihres Sohnes reiste, eines großen Menschen, eines Afghanen, der jedoch in einem anderen Wagen fuhr. In Ambala hatte er die kleine alte Frau abgeholt und sie hatte mit ihm die Station verlassen. Zehn bis fünfzehn Minuten später erst hatte man die schreckliche Entdeckung gemacht. Da jedoch in der Zwischenzeit viel Reisende das Stationsgebäude von Ambala bereits verlassen hatten, war es der Polizei unmöglich gewesen, Mutter und Sohn als Zeugen aufzufinden. Niemand wollte etwas gesehen oder gehört haben.

Muhammed Ali hatte geduldig und schweigend gelauscht, jetzt, als Lambertz schwieg, sagte er: „Es tut mir leid um den großen Verlust, den Sie und Miß Baker erlitten haben, und sicherlich bin ich bereit, Ihnen zu helfen, nur sehe ich eigentlich keine Möglichkeit dazu."

„Darf ich weiterreden, Muhammed Ali? Sie werden verstehen, daß wir allein durch die Tatsache, daß diese anderen Reisenden Purdahfrauen sind, deren Männer der Befragung durch unsere Behörden mit einem gewissen passiven Widerstand entgegentraten, entsetzlich behindert sind. Kann sein, daß nichts weiter dahintersteckt — und dennoch möchte ich noch nicht einmal einen Versuch wagen. Und das ist es, was ich von Ihnen erbitte: die Möglichkeit einer Unterhaltung mit den mohammedanischen Frauen."

Muhammed Ali starrte nachdenklich vor sich hin. Schließlich schüttelte er den Kopf und sah Lambertz mit einem deutlichen Ausdruck von Mitleid und Hilflosigkeit an.

Lawson schien mit seinen Befürchtungen recht behalten zu haben, denn Muhammed-Ali antwortete: „Ich muß gestehen, daß ich es leider für sehr fraglich, wenn nicht für ausgeschlossen halte, daß ich in diesem Falle behilflich sein kann. Sie selber, Lambertz, leben ja lange genug in diesem Land, um zu wissen, wie bigott die Anhänger meiner Religion sein können, die Augen und Ohren vor dem Fortschritt verschlossen haben und nie aus Indien herausgekommen sind. Ich fürchte, daß mein Dazwischentreten eher schaden als nützen würde."

Wie immer, wenn er auf Widerstand stieß, entzündete sich Lambertz' Willenskraft erst recht. Ungeduldig sprang er auf. „Nein, es ist nicht ausgeschlossen, daß Sie etwas erreichen können! Denn soweit wir festgestellt haben, ist die kleine Tochter des Khan Sahib Feroz Khan mit einem Mitglied Ihrer Familie verlobt. Zumindest hat das der Heiratsvermittler ausgesagt; und wie es den Anschein hat, ist Khan Sahib voller Furcht, daß seine Tochter in einen öffentlichen Skandal hineingezogen wird, d. h. daß man sie als Zeugin vernimmt, daß Ungläubige sie erblicken und daß daraufhin der Bräutigam das Verhältnis kündigen könnte."

Seine Stimme klang so laut und zornig, daß Muhammed Ali sanft und mit leisem Spott sagte: „Ich bitte um Entschuldigung für die Sitten und Gebräuche meines Vaterlandes."

Lambertz drehte sich schnell zu ihm herum. „Ich bin es, der sich entschuldigen muß. Nur scheint es mir so unerträglich, daß Name und Ehre eines Menschen in den Schmutz gezogen werden können, nur weil eine Frau ihr Gesicht nicht entschleiern und nicht in der Öffentlichkeit erscheinen will."

„Weil dann ihr Ruf, ihr Name und ihre Ehre nichts mehr wert wären."

„Und doch müssen Sie mir helfen, eine Brücke zwischen diesen verschiedenartigen Auffassungen zu schlagen. Könnten Sie nicht zum Beispiel Khan Sahib überzeugen, daß er sich deswegen nicht zu beunruhigen braucht, und daß er im Gegenteil der Regierung einen großen Dienst leisten würde, wenn er den Frauen erlaubte, zu sprechen?"

„Sie glauben also daß es nicht gefühlsmäßige Bedenken allein sind, sondern zum Teil Angst um die gute Partie? Nun, vielleicht haben Sie recht. Aber bevor ich mich mit den Männern, Vater und Bräutigam, einlassen kann, Lambertz, müssen Sie mir einen Grund für Ihre Annahme nennen, daß diese Frauen mehr wissen, als sie sagen wollen."

Lambertz atmete tief. „Die Welt ist klein, Muhammed Ali — entschuldigen Sie diese falsche Phrase —, aber Sie haben vielleicht die Güte, sich an meinen Freund Schönlein zu erinnern, der mit mir reiste, und an einen anderen Herrn, den Rennfahrer Terence O'Rorke."

„Ich erinnere mich."

„O'Rorke schickte und empfing an Bord der „Naldera" mehrere Telegramme. Schönlein gelang es, den Inhalt einiger zu erfahren. O'Rorke schien eine sehr zahlreiche Verwandtschaft zu besitzen; unter ihnen befand sich auch ein kleines Mädchen. Es wurde allerdings nur davon ge-

sprochen, daß dieses Kind erkrankt sei. Erst als ich den Bericht, den ich Ihnen eben vorgelegt habe, in den Händen hatte, kam mir diese plötzliche Ideenverbindung, fielen mir die Worte des damaligen Textes ein. In der Depesche, die damals aus Indien kam, drehte es sich um ein erkranktes kleines Mädchen namens Marjorie. Ich habe nie an einen Selbstmord Bakers geglaubt, auch Lawson nicht. Als ich seinen Tod erfuhr, teilte ich ihm meine Gedankenverbindung mit. Ein kleines Mädchen war im Nebenabteil gewesen — ein indisches kleines Mädchen; nach dem Inhalt des Telegramms war O'Rorkes kleine Nichte Marjorie krank geworden. War das indische Mädchen vielleicht mit dieser Marjorie gemeint? Lawson nahm sofort die Spur auf, als er nach Peshawar zurückkam. Man kannte die Frauen aus den vergeblichen Nachforschungen. Lawson beauftragte die Frau eines jungen Polizisten im Jhelum Distrikt, sich zu erkundigen. Es stimmte. Die kleine Tochter Khan Sahibs war ein paar Tage nach dem Mord — nennen wir es ruhig so — an einem Malariaanfall erkrankt. Die Polizistenfrau bot ihre Hilfe als gelernte Pflegerin an; man nahm sie an. Das Kind phantasierte von seiner Reise. Aus seinen Delirien war jedoch nichts Genaues zu entnehmen, obwohl unsere Frau der Sprache mächtig war. Leider beging sie den Fehler, der Mutter mitzuteilen, daß das Kind scheinbar Angstträume hätte ... un' am gleichen Tage teilte man ihr mit, daß man eine einheimische Pflegerin hätte kommen lassen. Sie mußte gehen. Ein schwacher Anhaltspunkt, nicht wahr. Aber..."

Muhammed Ali seufzt. „Ich werde tun, was in meiner Kraft steht, mein lieber Freund. Warten wir bis morgen."

(Fortsetzung folgt.)

Drei Männer hören die Heimat.

Skizze von Franz Friedrich Oberhauser.

Drei Männer blieben plötzlich stehen. In Newyork, dort, wo der Trubel in den Straßen am größten ist.

Thomas, der bärtige, breitschulterige Mann, war daran schuld. Er hielt seine beiden Kameraden mit einem festen Griff zurück.

„Was 's denn los?" fragte Andreas, der eine von den beiden. — „Hört ihr's nicht?"

„Was denn? Die Autos, die Hochbahnen, die Menschen?" fragte Andreas wieder.

Der Strom der Fußgänger wogte an den dreien vorbei.

Aus den Untergrundbahnen kamen ganze Schwärme von Menschen zur Oberfläche der Straße. Aus den Rundfunkgeschäften plärrten Schallplatten ihre Schlagerlieder.

Aber zwischen den hohen Wänden der Wolkenkratzer schaffte sich eine einzelne, klare Stimme Gehör. Sie sang ein Lied. Es fügte sich sonderbar in diesen Lärm an Stimmen, Sirenen, Propellern und Motoren der Kraftwagen, an knirschendem Stoppen der Hochbahnräder.

Ganz an einer Hauswand, zwischen Geschäften, hinter hastig dahineilenden Leuten und aufflatternden Stimmen und dem Gedröhn der brausenden Straßen, lehnten die drei Männer. „Deutschland ... ich ... grüße dich ..."

„Deutschland ich grüße dich!" wiederholte Thomas. Und dann ... eine einzelne Stimme, die sprach ... eine Stimme, die von weither ... vielleicht über den Ozean herüber ..."

Sonderbar, wie sie diesen mächtigen, breiten Thomas aufhorchen ließ, über die Sorge nach dem täglichen Brot hinweg! Und Sorgen hatten die drei! Bittere Sorgen!

Lukas steckte einen alten Kaugummi in den Mund; der Mann hatte Hunger. Seit Wochen und Monaten glitten sie durch das Leben, und wenn Thomas nicht gewesen wäre, der alle Winkel und alle Schliche kannte, um doch zu einem Essen zu kommen, sei es jetzt im billigen Fünf-Cent-Lokal in der Cooperstreet oder sonst wo, was wäre geschehen?

Jetzt wurde die Stimme lauter. Vielleicht, weil das rote Licht den Lärm auf der einen Straßenrichtung stoppte. „Hört ihr's?" sagte Thomas, er flüsterte es beinahe. Und alle drei lauschten. Ja, was sie hörten, waren deutsche Worte, manchmal etwas heiser und schwankend und abgerissen. Aber dann wieder verstanden sie diese Worte. Ein Mann sprach dort am anderen Ende. Ein deutscher Mann; er sprach vom Volk, von der Gemeinschaft. Von den Mühen, von den Lasten, von den Feinden ... „Wir wollen hart sein ... wir wollen ... stark ... und wir werden unser Ziel ... die Heimat, die uns nährt, die uns die Kräfte ... die Heimat ..." Das ungeheure Surren und Fauchen einer ausfahrenden Feuerwehr riß die deutschen Laute mit sich. Der Lärm stieg wieder an. Sirenen erhoben ihre Stimme, Menschen drängten aus den Häusern ... immer mehr ... Es war Abend. Ladenschluß ... Geschäftsschluß ... Jetzt begannen andere Geschäfte die Tore zu öffnen. Sie nahmen die Arbeitsmenschen auf und zogen die Massen an sich. Im Trubel dieser Mengen hatte sich Thomas losgerissen. Sein Gesicht war ernst, er hatte die Arme der Kameraden genommen, und die drei schoben sich weiter. Immer weiter, bis sie zur Metropolitan-Oper kamen; dort war es stiller. Sie schritten auf die nächste Subway zu.

„Bist du verrückt geworden?" fragte Andreas. „Unser letztes Geld!"

„Kapital!" sagte Thomas. — „Wohin?"

„Zu Backer. Drunten am Hafen. Ihr kennt ihn. Ihr wißt, er sucht starke Männer, die von Holz etwas verstehen. Wir sind Holzarbeiter ..."

„In die Hölle hinauf?" fragte Lukas.

„Wollt ihr nicht? Bleibt!"

Thomas schritt weiter. Nach kurzem Zögern folgten die anderen. Sie stiegen die Treppe hinab. Warfen die Fünf-Centstücke in den Fangstock und rasten mit dem Expreß dahin. Weit unten, in Manhattan, wo sich die Geldpaläste und steinernen Burgen der Gegenwart in die Wolken hoben und wo der Schutt zwischen ihnen haushoch liegt, stiegen die Männer wieder hinauf zur Straße. Gingen dem Meer zu, und Thomas trat in ein einstöckiges Haus.

„Tag, Backer!" sagte er. Da stand ein Mann aus dem Sessel auf, schob die Zigarre in den anderen Mundwinkel, drückte den steifen Hut in das Genick. Dann riß er einige Karten aus einem Behälter, schrieb flüchtig etwas darauf.

„Gut", sagte er. „Hab' mir's gedacht. Ist nicht die schlechteste Sache für Bärennaturen ... Und nun, gute Fahrt!" —

Am selben Abend verließen die drei Männer die Stadt. Sie nahmen keinen Abschied. Die Reise ging nach Alaska. Grubenbauholz war zu fällen und zu zimmern. Arbeit für eiserne Fäuste; Arbeit, der die meisten auswichen ...

Eine Woche lang rackerten die drei Männer im Flöz. Da sagte Lukas, während einer kurzen Pause: „Versteh' immer noch nicht, was dich damals auf den Gedanken brachte, in diese verdammte Gegend zu fahren ... Hast es sicher gut gemeint. Aber wie lange werden wir's aushalten in dieser ..."

„Aushalten oder nicht, Freund", knurrte Thomas, „das ist alles im Leben. Es war die Rettung. Wir schaffen's! Bis wir wieder obenauf sind! Dann können wir uns eine andere Arbeit suchen. Sie kriegen ja keinen für das Holz! Aber unsere Fäuste sind gut! Und damals ... in Newyork ... die Stimme ... damit ihr's wißt ... diese Stimme war schuld ... die Heimat ... die muß auch schaffen ... die kennt auch nur ein Gebot: Geduld! Aushalten ... durchhalten! Genau so wie bei uns. Warum sollten wir ins Tiefe sinken Sind auch nicht besser ... gehören zu ihr ... zu unserer Heimat ... Das ist alles!"

Und es war, während sie wieder anpackten, als hätten alle drei neue Kräfte, als läge etwas über diesen drei Männern, das stark war und groß im Mut, in der Ausdauer des Schaffens im menschlichen Leben!

Gelbe Rosen.

Skizze von **Christian v. Kleist.**

In einer kleinen Stadt Oberfrankens konnte man in der Rosenzeit einen älteren Mann sehen, der, in die Livree eines herrschaftlichen Dieners gekleidet, einen Strauß gelber Rosen in der Hand tragend, sich zu einem abseits gelegenen Landhaus begab, das, allen Blicken Neugieriger entrückt, hinter einer hohen Mauer in einem verwilderten Garten lag.

Man wußte von diesem fremden Mann nur soviel, daß er, von auswärts kommend, für wenige Stunden diese Stadt besuchte und daß in der Villa, zu der er seine Schritte lenkte, eine ältere, durch einen Unfall verkrüppelte Dame mit einer Dienerin wohnte.

Eine Wanderung durch das schöne Frankenland brachte auch mich in dieses Städtchen, und der Zufall fügte es, daß ich dem Diener begegnete, gerade als er im Begriff war, den altmodischen Türklopfer an jenem Landhaus in Bewegung zu setzen. Eine alte Dienerin öffnete ihm, empfing den schönen Rosenstrauß, worauf der Fremde sich sogleich verabschiedete und nachdenklich seine Schritte zum Bahnhof lenkte. Mir fiel das ernste, ausdrucksvolle Gesicht auf, so daß ich es durch Jahre in der Erinnerung behielt.

Ich beschloß, noch einige Stunden in dem Ort zu verweilen, um mich ein wenig auszuruhen. In einem Gasthof erfuhr ich nun die obenerwähnten Tatsachen über den Fremden und die einsame, unglückliche Frau im verborgenen Landhaus. Dann setzte ich meine Reise fort, und es mochten fünf Jahre vergangen sein, als ich unverhofft jenen Menschen in einer Gesellschaft bei einem mir befreundeten norddeutschen Ehepaar antraf. Er wurde mir als ein namhafter Geigenkünstler bezeichnet. Die Liebenswürdigkeit meiner Freunde kam mir entgegen. Ich wurde mit jenem Rätselhaften zusammen eingeladen, so daß wir näher bekannt, ja befreundet wurden. Ich bewunderte seine Kunst, und viele gemeinsame Interessen verbanden uns. Dennoch hielt mich eine begreifliche Scheu davon zurück, das Gespräch auf meine seltsame Begegnung mit ihm in jenem Städtchen Oberfrankens zu lenken.

Mein Aufenthalt in der norddeutschen Stadt war begrenzt. Am Abend vor meiner Abreise war ich von meinen Freunden zu einer Abschiedsfeier eingeladen. Auch Hermann, mein neuer Freund, war zugegen. Nach der Festlichkeit gingen wir beide durch die mitternächtliche Stadt. Es war die Rosenzeit, und aus den Anlagen, die wir durchschritten, strömte uns wundervoller Duft entgegen. Da brach ich das Schweigen und erzählte ihm, als wenn es sich um einen Doppelgänger handelte, von jener Begegnung. Wir setzten uns auf eine Bank, und eine Zeit verharrte Hermann schweigend. Dann sagte er: „Mein junger Freund, jener war kein Doppelgänger, sondern ich selbst habe viele Mal das Äußere und die Gebärde eines Dieners angenommen, um einen Rosenstrauß in zwei Hände gelangen zu lassen, die fast nicht von dieser Welt mehr waren."

Als erwecke diese Sommernacht ferne Erinnerungen und als löse der Rosenduft seine Schweigsamkeit, fuhr er dann fort: „In meiner Jugend hatte ich nur eine große Liebe, deren Gegenstand zu hoch stand, um für mich je erreichbar zu sein. Ich sprach davon auch nicht zu einem Freunde, dem einzigen Menschen, dem ich mich sonst aufschloß. Er war zehn Jahre älter als ich und mir in allem weit überlegen. Sein Genie hatte ihm durch bedeutende Erfindungen zu größerem Vermögen verholfen. So verfügte er bereits über einen Namen und Besitz, während ich in der Musik noch Anfänger war und mich mühsam im Leben durchschlagen mußte. Er liebte sieghaft und glücklich jenes junge Mädchen, dem ich mich nicht zu nahen getraute.

Einmal hatte ich gehört, daß jenes Mädchen gelbe Rosen über alles liebe. Und es ist vielleicht aus einem Gefühl der Unterwürfigkeit, das mich niederdrückte, zu verstehen, wenn ich beschloß, da ich ihr sonst nichts sein durfte, alle Tage in der Rosenzeit von meinen schmalen Mitteln gelbe Rosen zu kaufen und sie ihr zu übersenden. Sie hat wohl immer angenommen, sie kämen von dem Mann ihrer Liebe.

Da geschah ein furchtbares Unglück. Zur Feier ihres Namenstages — sie hieß Johanna — wurde ein schönes Fest veranstaltet. Man hatte im Garten ein Riesenzelt aufgebaut, darin getanzt wurde und das feenhaft von bunten Lämpchen erleuchtet war. Durch einen Kurzschluß brach Feuer aus. Nicht nur das Zelt, auch das Haus wurde vom Feuer ergriffen. Eine große Panik entstand. Glücklicherweise wurde von den Gästen niemand ernstlich verletzt. Nur Johanna wurde von einem glühenden Eisenträger zu Boden geworfen. Sie galt für tot. Der Tod aber wäre milde gewesen. Ihre Füße waren zerquetscht und ihr Körper von Brandwunden entstellt.

Mein Freund war verzweifelt, Monate hindurch ein gebrochener Mensch, zumal Johanna, die den Verlust ihrer Schönheit nicht verschmerzen konnte, die Verlobung löste und ihn nicht mehr zu sich kommen ließ. Sie wollte hinfort, von der Welt abgeschieden, ganz einsam leben. Ihre Eltern hatte sie schon vor einigen Jahren verloren, und da der Brand ihr Haus zerstört hatte, verließ sie, nur von einer treuen Dienerin begleitet, die Stadt und verzog unbekannt wohin in die Provinz. Mein Freund unternahm, um die traurige Vergangenheit zu vergessen, eine weite Reise. Dann kam der Krieg, und ich habe nie mehr etwas von ihm gehört.

Jahre waren vergangen, bis ein Zufall mich in das kleine Städtchen in Oberfranken führte. Hier hörte ich von einer einsamen verkrüppelten Frau, die mit ihrer Dienerin, der Welt verborgen, im Umkreis des Ortes leben sollte. Sofort war ich der Überzeugung, daß diese Frau nur Johanna sein könnte. Ich suchte nach dem Haus und fand es. Es war wieder die Rosenzeit. Ich kaufte die schönsten gelben Rosen im Ort. Der Dienerin, die mir öffnete, übergab ich sie. Sie erkannte mich nicht. Ich sagte ihr, ich sei der Diener des einstigen Verlobten der Herrin, der, von einer weiten Reise zurückgekehrt, ihren Wohnsitz nach langem Forschen entdeckt hätte. Die Dienerin sagte mir, daß Johanna nie aufgehört hätte, in Liebe an ihn zu denken. Doch siechte sie dahin und wäre kaum noch klaren Geistes. Dennoch erinnerte sie sich der gelben Rosen von einst, und ich konnte gewiß sein, daß sie der Überzeugung war, auch diese stammten von ihrem Geliebten, den zu lieben sie niemals aufhören konnte.

Seitdem begab ich mich in jedem Jahr um eine ganz bestimmte Zeit in die Stadt und brachte Johanna in Dienerkleidung gelbe Rosen. Nie durfte sie erfahren, wer ich war, aber immer mußte ich an ihrem Namenstage zu der Rosenzeit diese herrlichen Blumen in ihren Händen wissen."



Der Schwerenöter.



„Glaubst du, daß der Leim trocknen wird, bis die Musiklehrerin kommt?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.